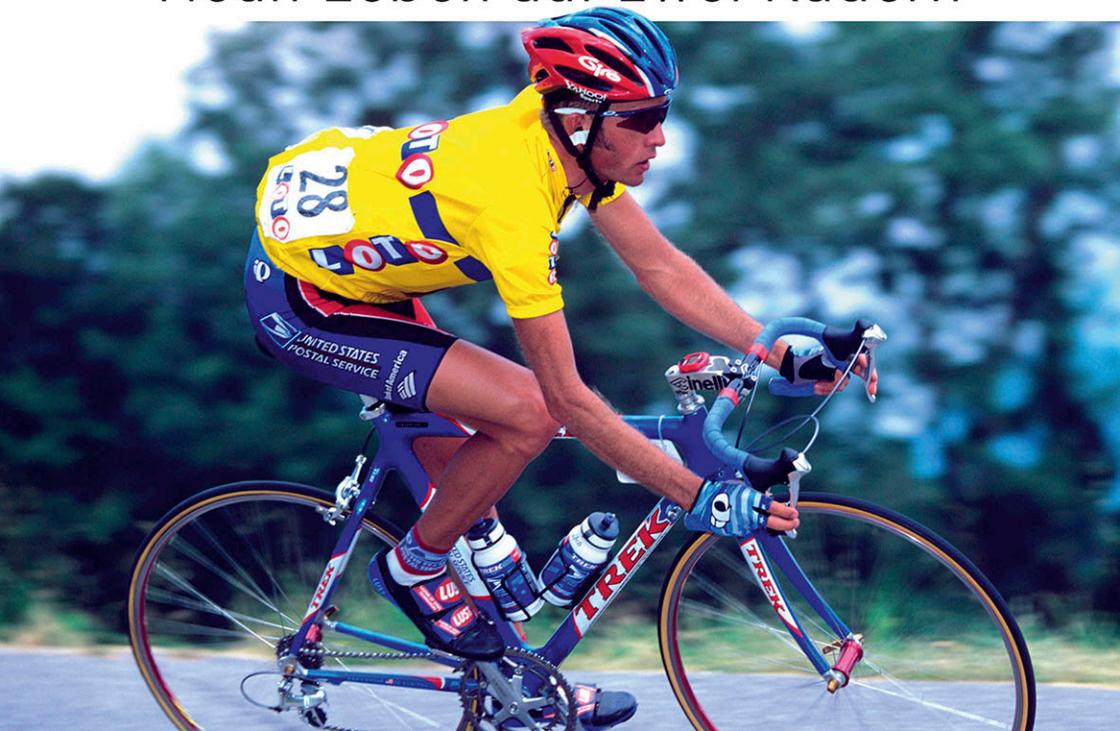




JONATHAN VAUGHTERS **ONE-WAY TICKET**

Neun Leben auf zwei Rädern



Jonathan Vaughters, geboren 1973, begann seine Radsportkarriere als Teenager in Denver/Colorado und fuhr später an der Seite von Lance Armstrong für das berühmt-berüchtigte Team US Postal. Als Reaktion auf die Dopingskandale, die seinem Sport beinahe den Garaus machten, gründete er nach der aktiven Karriere das, was heute das WorldTour-Team EF Education First ist.

Co-Autor Jeremy Whittle, viele Jahre lang Radsportkorrespondent von *The Times*, inzwischen Autor des *Guardian*, hat bereits zahlreiche gefeierte Bücher über den Radsport verfasst, darunter zwei Titel, die für den William Hill Sports Book of the Year Award nominiert waren: »Bad Blood: the Secret Life of the Tour de France« und – als Co-Autor – die Autobiografie von David Millar, die 2012 in deutscher Übersetzung im Covadonga Verlag erschienen ist.

JONATHAN VAUGHTERS

mit JEREMY WHITTLE

**ONE-WAY
TICKET**

Neun Leben auf zwei Rädern

Aus dem Englischen

von Olaf Bentkämper und Rainer Sprehe



Gewidmet dem Gedenken an Dr. Dean H. Mosher

Obwohl ich Dr. Dean H. Mosher in diesem Buch an keiner Stelle erwähne, war - und ist - er einer der einflussreichsten Menschen in meinem Leben. Er war mein Großvater, mein allererster Mentor und der Mann, der mich lehrte, wieder aufzustehen, wenn mich das Leben niederwarf.

Dean wuchs als Sohn eines Landarztes in einer bäuerlichen Mennoniten-Familie in der Kornkammer Amerikas auf. Von den amerikanischen Ureinwohnern, die in der Nähe der Familienfarm lebten, lernte er das Jagen und das Fischen und wie man Eichhörnchen kochte. In jungen Jahren war er ein Tunichtgut, der auch mal an der örtlichen Highschool das Vieh laufen ließ, und zudem ein notorisch schlechter Schüler, und so glaubte sein Vater, Dean würde am Leben scheitern und gewiss eines Tages auf der Straße landen.

Doch mein Großvater hatte andere Pläne. Er erarbeitete sich seinen Weg an die Uni und beendete schließlich sein Studium der Zahnmedizin als Jahrgangsbester. Er kehrte zurück in seine Heimatstadt, um die Farm zu führen, die noch heute im Familienbesitz ist, und während einiger der schwierigsten Jahrzehnte, die Amerika im 20. Jahrhundert durchgemacht hat, als Zahnarzt zu praktizieren.

Meine Erinnerungen an Großvater stammen ausschließlich aus meiner Kindheit, denn er verstarb, bevor meine Radsportkarriere richtig anfang. Er ließ es sich nicht nehmen, mich das Jagen und Fischen zu lehren und mir zu zeigen, wie man sich mit dem durchschlug, was einem die Natur bietet. Er schaute stolz zu, als ich mit einem Fang von nicht weniger als sechs Katzenwelsen in Mendota, Illinois, das dortige Angelderby anlässlich des Unabhängigkeitstages gewann.

Allerdings war nicht jede Lektion und Erinnerung, die ich mit Opa verbinde, so idyllisch und schön...

Während wir im hohen Norden von Kanada fischen waren, trieb ich mir einmal einen recht großen Drillingshaken in die Hand. Der Widerhaken

saß tief im Fleisch und wollte nicht herauskommen. Wir waren Hunderte von Meilen vom nächsten Krankenhaus entfernt. Als ich ihn daher die berüchtigten Worte »Lass mal sehen« sagen hörte, die er sonst benutzte, wenn er Zähne zog, wusste ich, was die Stunde geschlagen hatte. Er hielt meine Hand fest und rammte mit einer Zange den Haken durch die Hand, sodass er auf der anderen Seite hervorkam. Dann kappte er den blutigen Widerhaken und zog den restlichen Haken heraus. Die Schmerzen waren für ein Kind absolut fürchterlich. Doch dank seiner Entschlossenheit und Handlungsschnelle hatte er das Problem im Nu gelöst. Und ich konnte den Rest des Nachmittags angeln, wenn auch mit einem Verband um die Hand.

Die Lektion, die er mir erteilte, war einfach: Manchmal treibt dir das Leben einen Widerhaken in die Hand, der nicht so leicht wieder rauskommt. Dann hast du die Wahl: Entweder wirst du fertig mit dem Schmerz, drückst den Haken zur anderen Seite raus und machst weiter – oder du vergeudest eine Woche deines Lebens damit, dich ins Krankenhaus zu begeben und die gleiche Behandlung über dich ergehen zu lassen.

Das war die Lektion, die mich in die Lage versetzte, viele schwierige Momente zu überstehen. Manchmal muss man einfach, ganz gleich, wie weh es auch tut, die Zähne zusammenbeißen und den Widerhaken durchrammen.

Ich danke dir, Opa. Ich liebe dich bis zum heutigen Tag.

Prolog

Mit das Erste, was man sieht, wenn man sich von dem auf einer Anhöhe in den Vororten von Denver gelegenen Haus meiner Eltern in Richtung Westen begibt, ist die enorme Felsspitze des Mount Evans.

Jede Fahrt zur Schule im orangen Volvo Kombi meines Vaters und jede Trainingsfahrt, die ich als Kind unternahm, begann damit, dass ich geradewegs auf diesen gewaltigen Berg blickte.

Es war ein imposantes, wunderschönes Panorama, das mir da jeden Tag zuteilwurde. Es gab mir ein Ziel und einen Antrieb und erfüllte mein Herz von klein auf mit dem Geist des Hochgebirges.

Vom höchsten Punkt der kleinen Anhöhe am Haus meiner Eltern aus ist der Berg wirklich herrlich anzuschauen. Im Winter ist er ein gewaltiger, schneebedeckter Gigant, der auf einen zurückstarrt. Im Sommer verkörpert er die »Majestät purpurner Berge«, wie es in Katharine Lee Bates' Song »America the Beautiful« so schön heißt.

Mit einer Höhe von 4.348 Metern ist der Mount Evans einer der höchsten Berge in Colorado und derjenige, der von Denver aus am besten zu sehen ist. Was ihn so besonders macht, vor allem für Radfahrer, ist die asphaltierte Straße, die fast bis hinauf zum Gipfel führt. Sie ist die höchste asphaltierte Straße Nordamerikas und eine der höchsten asphaltierten Straßen der Welt.

Jedes Kind in Colorado, das je auf einem Rennrad gesessen hat, träumt davon, das legendäre Bergrennen am Mount Evans zu gewinnen. Der Reiz des Rennens liegt aber nicht nur darin, es zu gewinnen, sondern auch in der Hoffnung, den Rekord die »Old Lady« hinauf zu brechen. Den Rekord am Mount Evans zu halten, ist für einen radsportverrückten Teenager fast so, als halte er den Schlüssel zur Unsterblichkeit.

Auf über 4.000 Metern ist die Natur unberechenbar und wenn man den Rekord erobern will, muss Gott einem gewogen sein. Der Wind muss genau richtig stehen, das Wetter gerade stabil genug sein. Um den Rekord zu bre-

chen, darf man zu keinem Zeitpunkt das Tempo herausnehmen, muss aber gleichzeitig immer die Konkurrenz im Auge behalten, die auf den flacheren Abschnitten am Hinterrad lauert, nur auf den Sieg aus ist und sich um den Rekord nicht schert.

Bob Cook, gebürtig aus Colorado und ein Zeitgenosse des dreifachen Tour-de-France-Siegers Greg LeMond, war nicht nur auf dem Rad herausragend, sondern auch als Akademiker und Ingenieur. In den 1970er und 1980er Jahren gewann Bob das Rennen am Mount Evans ein ums andere Mal, dann aber, kurz nachdem er seinen Abschluss an der Uni gemacht hatte, wurde bei ihm ein Gehirntumor festgestellt, dem er wenig später erlag. Seitdem heißt das Rennen Bob Cook Memorial.

Meinen ersten Sieg am Mount Evans feierte ich als 14-Jähriger. Es war ein »technischer Sieg«, denn ich fuhr gegen ältere Kinder und wurde Fünfter, aber die vier Jungs, die vor mir ins Ziel kamen, waren alle 17 oder 18 Jahre alt. Unser Rennen führte nur den halben Weg bis zum Gipfel hinauf, sodass wir zuschauen konnten, wie danach die Profis auf dem mühseligen Weg hinauf in die dünne Luft an uns vorbeistapften.

Ich wünschte mir so sehr, einer von ihnen zu sein. Ich bildete mir ein, Bob Cook wäre so etwas wie mein geistiger Vater. Ich wollte genau so sein wie er.

Nach diesem Sieg wurde ich geradezu besessen vom Mount Evans. Ich wollte eine der Legenden sein, die diesen Berg erobert hatten. Ich wollte der König des Mount Evans sein. So begann ich meine 15 Jahre währende Jagd danach, die Bestzeit am Mount Evans zu knacken.

Der Rekord wurde zu meinem Moby Dick – »endlose Tage, Wochen und Monate lagen sie zusammen in einer Hängematte«, heißt es da über »Ahab und seine Qual«, und ganz ähnlich empfand auch ich meine Sehnsucht nach dem Rekord.

Ich jagte ihm nach bis an den Rand des Wahnsinns. Viele Male, wenn er leicht mir hätte gehören können, glitt er mir irgendwie doch noch aus den Fingern. Nach jedem Scheitern blickte ich das ganze Jahr über auf den Berg, einer neuen Chance harrend, mir den Rekord zu holen.

Ich bohrte Löcher in meinen Rahmen, suchte nach leichteren Alternativen für jede Komponente meines Rads, experimentierte mit meiner Ernährung, trainierte wochenlang in extremer Höhe. Heute, 2019, ist das alles gang und

gebe, Anfang der 1990er Jahre aber galt so etwas noch als irrsinnig und besessen. Und besessen war ich ganz gewiss.

Meine erste echte Chance auf den Rekord erhielt ich 1992. Im Jahr zuvor war ich als 17-jähriger Fünfter im Profirennen geworden, ich ging daher davon aus, mit einem Jahr mehr auf dem Buckel bereit zu sein, um den Sieg mitzufahren. Ich bat mein damaliges Team, mich von allen sonstigen Rennverpflichtungen zu befreien, um in Leadville, auf 3.000 Metern Höhe, trainieren zu können. Widerwillig wurde mir die Erlaubnis erteilt und so lebte ich einen Monat lang wie ein durchgeknallter Eremit in der alten Bergbaustadt.

Ich trainierte härter als je zuvor und stellte mich auf eine kohlenhydratarme Ernährung um, um ein paar Pfund abzunehmen. Ich riskierte, aus meinem Team geworfen zu werden, indem ich sämtliche sponsorenfreundlichen Teile meines Rads durch die leichtesten Komponenten ersetzte, die ich auftreiben konnte.

Das Endprodukt war ein Rad, das so leicht war, dass es heutzutage von der UCI gar nicht zugelassen würde. Es hatte praktisch keine Bremsen im engeren Sinne, sämtliche Schrauben waren aus Titan oder Aluminium und alles, was verzichtbar war, hatte ich entfernt. Ich verwendete kein Lenkerband, der Sattel war nicht gepolstert und die Sattelstütze wog so gut wie nichts.

Ich brachte rund 58 Kilo auf die Waage, mein Rad fügte nicht viel hinzu, und ich hatte einen Monat lang extrem sauerstoffarme Luft geatmet. Wie Gollum mit dem Ring war ich bereit, mir den Schlüssel zur Unsterblichkeit zu holen.

Vom Start des 45 Kilometer langen Anstiegs an verlief das Rennen für mich wie gemalt. Das Profiteam von Coors Light hatte es ebenfalls auf den Rekord abgesehen und legte von Anfang an ein höllisches Tempo vor. Der Mount Evans beginnt erst ab Kilometer elf richtig steil zu werden, sodass man eine starke Mannschaft braucht, um den Rekord zu knacken, denn diese ersten elf Kilometer müssen schnell gefahren werden.

Während ich in ihrem Kielwasser mitrollte, sah ich gelassen zu, wie die Jungs von Coors Light ihr Ding durchzogen. Ich war für sie ein unbeschriebenes Blatt und weil sie vor Selbstvertrauen nur so strotzten, machten sie sich keine Gedanken um einen dünnen 18-jährigen auf einem Rad mit Plastikbremsen.

Bei Kilometer 24, wenn die Strecke die breitere, glatt asphaltierte Straße verlässt und auf die schmalere Mautstraße Richtung Gipfel abbiegt, wird es auch steiler. Gleich hinter diesem Abzweig auf etwa 3.350 Metern Höhe beschloss ich, das Tempo anzuziehen.

Die Jungs von Coors Light waren konsterniert, reagierten aber, wenngleich sie ein paar Minuten brauchten, um sich auf mich einzustellen. Inzwischen hatte ich meine Karten auf den Tisch gelegt, aber ich hatte sie ein bisschen zu früh gezeigt. Ich musste die Spitzengruppe weiter dezimieren, auf mich und nur einen Coors-Light-Fahrer statt deren drei.

Wer A sagt, muss auch B sagen, dachte ich mir. Ich beschleunigte erneut. Dann noch einmal. Bald waren nur noch ich und Mike Engleman übrig. Ich spürte, wie er an meinem Hinterrad zu leiden hatte, also hielt ich den Druck aufrecht in der Annahme, ihm auf den letzten Kilometern den Todesstoß versetzen zu können.

Der Tag war vollkommen windstill und warm gewesen, abgesehen vielleicht von einem leichten Rückenwind auf dem längsten Abschnitt des Anstiegs, vom Echo Lake zum Summit Lake. Die Straße war eben erst neu asphaltiert worden und man konnte die Glätte des Belags spüren. Wir waren schnell unterwegs, sehr schnell.

Auf knapp 4.000 Metern erreicht die Straße ein kurzes Gefälle in Richtung Summit Lake. Ich rollte die einzige Abfahrt im ganzen Rennen mit Engleman an meinem Hinterrad hinab. Er hatte gelitten und seine Teamkollegen waren zurückgefallen, seine beste Chance bestand also darin, dranzubleiben und auf einen Sprint zu hoffen. Sobald die Straße wieder anstieg, beschleunigte ich erneut, doch aufgrund der extremen Witterung in solcher Höhe war die Fahrbahn hier von Schlaglöchern und Rissen durchzogen.

Ich blickte zurück, um zu schauen, ob ich Engleman endlich losgeworden wäre, und genau in dem Moment erwischte ich ein Schlagloch.

Knack!

Meine Sattelstütze war gebrochen und mein Sattel purzelte auf den Boden. Ein paar Minuten lang dachte ich, ich könnte im Stehen zum Gipfel fahren, aber in mehr als 4.000 Metern Höhe funktioniert das nicht besonders gut.

Schließlich verließen mich die Kräfte, und völlig erschöpft konnte ich nur noch zusehen, wie Engleman davonfuhr und den Rekord pulverisierte. Niedergeschlagen rollte ich ins Ziel. Meine riskante Materialwahl hatte sich als

klassisches Eigentor erwiesen. Ich war weiterhin entschlossen, wiederzukommen, zu gewinnen und den Rekord zu brechen, aber so nah wie an diesem Tag würde ich meinem Ziel nie mehr kommen.

Danach versuchte ich ein ums andere Mal, den Mount Evans zu erobern, aber immer kam irgendein bizarres Missgeschick dazwischen – ein Reifenschaden, ein Krampf zur Unzeit oder seltsame Wetterkapriolen. Der vielsagendste Vorfall ereignete sich 1999, als ich zwar das Rennen gewann, nicht aber den Rekord holte.

Als Profi im Trikot von US Postal Service und frischgebackener Sieger am Mount Ventoux in Südfrankreich war ich zweifellos viel stärker, als ich es als schwachbrüstiger 18-Jähriger gewesen war. Aber 1999 war ich auch schon ein abgebrühter Doper.

Ich setzte mich locker vom Feld ab. Auf den Pedalen tanzend flog ich auf dem Weg zum Rekord den Berg hinauf. Gerade als ich darüber nachzudenken begann, um wie viel ich den Rekord brechen würde, wurde es windig. Sehr windig. Bald kämpfte ich gegen einen orkanartigen Gegenwind an und war kaum in der Lage, das Rad aufrecht zu halten. Die heftigen Böen dauerten den ganzen langen Abschnitt zwischen Echo Lake und Summit Lake an. Ganz gleich, wie stark ich an diesem Tag auch sein mochte, ich würde keine Rekorde brechen.

Sobald ich die Ziellinie überquerte, klarte der Himmel plötzlich auf und der Wind legte sich. Nach dem Rennen saß ich da, im gediegenen Sonnenschein, während mein schlechtes Gewissen an mir nagte. Versuchte der Berg mir etwas mitzuteilen? Hatten meine schlimmen Verfehlungen ihn irgendwie gegen mich aufgebracht?

Vielleicht fühlte sich Bob Cook höchstselbst nicht wohl dabei, mich den Rekord holen zu sehen. Das denke ich heute noch. Auf irgendeine Weise wollte der Geist dort oben mir begreiflich machen, dass ich nicht einfach – koste es, was es wolle – alles haben konnte, was ich wollte. Ich musste den Berg und seine Reinheit respektieren. Das hatte ich nicht getan.

Das Bergrennen am Mount Evans war außerdem das letzte Rennen, das ich je bestritt. Ich wollte meine Karriere unbedingt dort beenden, denn dies war der Berg, der mich über viele Jahre inspiriert hatte. Ich habe die »Old Lady« nie erobert, aber ich hatte meinen Frieden mit ihr gemacht.

Wir wussten beide, dass ich den Rekord nicht verdiente, aber in Anerkennung all meiner Versuche und vielleicht auch meines langsam sich herauskristallisierenden Wegs zurück zu einem rechtschaffeneren und ehrenwerteren Menschen hatte sie mich in jenem Jahr gewinnen lassen. Es war ein sanfter Abschiedskuss auf die Wange.

TEIL 1

1986-1988

Kapitel 1

Allerletzter

Ich weiß gar nicht so genau, warum ich mich für mein erstes Radrennen angemeldet habe.

Ich war mies in der Schule und mies im Sport. Ich war nicht gerade ein Bewegungstalent, hatte kaum Muskeln und war einen halben Kopf kleiner als das nächstkleinere Kind in meiner Klasse. Niemand wäre auf die Idee gekommen, mich als »sportlich« zu bezeichnen. Kurzum, ich besaß das schulische und athletische Talent eines nassen Regenwurms.

Wie oder warum ich also mit zwölf Jahren beschloss, den Radsport zu meinem großen Abenteuer zu machen, kann ich nicht sagen. Aber so geschah es. An einem frühen Julimorgen des Jahres 1986 fuhren meine Eltern mit mir aus den grauen Vororten von Denver hinauf ins malerische, unter einem blauen Himmel gelegene Boulder. Ich nahm am Red Zinger Mini Classic teil, einem einwöchigen Etappenrennen für Kinder, das dem berühmten Coors Classic nachempfunden war.

Die erste Etappe war ein Zeitfahren. Ich war mit dieser Disziplin nicht so recht vertraut und fragte mich, ob das wirklich das war, worauf ich mich hier eingelassen hatte: ganz für mich allein über eine einsame Straße zu fahren. Ich bemerkte, wie nervös und fokussiert meine Mitstreiter waren, und zog mich auf den Rücksitz unseres Kombis zurück und balgte mit Angie, unserem knuddeligen Bedlington-Terrier. Vielleicht war ich doch eher ein *Radfahrer* als ein *Rennfahrer*? Klar, ich liebte es, mit meinem Fahrrad herumzufahren, um Freunde zu besuchen und Mädchen, in die ich verknallt war. Aber um die Wette fahren? Die anderen Kinder sahen größer, fieser und stärker aus. Auf mich wirkten sie wie hungrige Wölfe.

Ich rollte verzagt an den Start, ohne überhaupt zu wissen, was auf mich zukam. Es schien eigentlich ganz simpel: Fahr so schnell du kannst die acht Kilometer von A nach B. Aber wie es in meiner Natur lag, hatte ich mir viel zu viele Gedanken über das ganze Prozedere gemacht und hätte mich nun

am liebsten in unseren Oldsmobile verkrochen und meine Eltern gebeten, mich heimzufahren. Aber ich fuhr los und begab mich auf das unbekannte Territorium eines Solorennens gegen die Uhr auf dem Highway 36. Schon bald nach dem Start wurde ich von einem anderen Fahrer überholt. Und dann, wenig später, von einem weiteren. Auch dieses Radrenn-Ding zeichnete sich für mich offenbar durch exakt den gleichen Mangel an Erfolg auf sportlicher Ebene aus, den ich mein Leben lang schon zu genüge kennengelernt hatte. Ich war langsam. Sehr langsam.

Wir waren in alphabetischer Reihenfolge gestartet und ein paar Plätze hinter mir war Chris Wherry auf die Strecke gegangen. Wherry war eine hoch aufgeschossene, gut aussehende Radsport-Legende, zumindest in der Szene der zwölfjährigen Radrennfahrer von Colorado. Er gewann so ziemlich jedes Rennen, bei dem er an den Start ging, und er flößte allen einen ungeheuren Respekt ein, auch den anderen zwölfjährigen »Superstars«, die sich auf dem lehmigen Parkplatz herumtrieben, der als Startbereich diente.

Natürlich sauste er auf dem Weg zu seinem nächsten Sieg bald an mir vorbei. Als er mich überholte, brüllte er: *»Komm schon, Alter! Streng dich mal ein bisschen an!«* Es war äußerst beschämend. Pflichtgemäß versuchte ich, das Tempo zu erhöhen und mit ihm mitzuhalten, was mir ungefähr 30 Meter gelang. Er ließ mich nach Luft schnappend und halb vor Scham, halb vor Schmerzen bibbernd zurück.

Ich schleppte mich über die Ziellinie. Mir war klar, dass ich mich nicht besonders gut geschlagen hatte, aber ich dachte, da Wherry mich nicht allzu früh eingeholt hatte, würde ich schon irgendwo im Mittelfeld in meiner Altersklasse gelandet sein. Ich war ein bisschen zu optimistisch.

Meine Eltern hatten ein Picknick mitgebracht, das wir zwischen dem Zeitfahren am Morgen und dem Kriterium am Nachmittag essen wollten. Wir saßen mit all den anderen Familien zusammen und warteten, dass die Ergebnisse des Zeitfahrens bekanntgegeben würden.

Ich aß ein Sandwich mit Mortadella und Käse und schlürfte eine Limo, während ich Angie heimlich mit Brocken von dem Sandwich fütterte, das ich nicht besonders mochte. Schließlich wurde an der Seite eines Klohäuschens im Park eine Ergebnisliste angeschlagen.

Schweren Herzens trottete ich mit meinem Vater hinüber, um zu schauen, wie ich mich aus der Affäre gezogen hatte. Über all die gereckten Hälse und

Köpfe hinweg entdeckte ich endlich meinen Namen – ganz am Ende der Liste.

Auf dem allerletzten Platz.

Ich war am Boden zerstört und schämte mich, überhaupt da zu sein. Ich wollte nach Hause. Ich wollte nur noch weg von diesem grässlichen Ort, und zwar sofort.

Es war wie mit allem anderen, was ich versucht hatte. Ich war einfach nicht besonders gut darin. Genau wie in der Schule, genau wie bei den Spielen auf dem Pausenhof, genau wie mit meinen Versuchen, mich anzupassen und dazuzugehören. Ich hatte bei all dem versagt und nun versagte ich auch im Radsport. Ich war einfach nicht besonders gut – in allem.

Ich sprach mit meiner Mutter und sagte ihr, dass ich nach Hause wollte und zwar sofort. Ich hatte dort nichts verloren. Sie war sehr verständnisvoll und hörte einfach zu, während ich erzählte, wie schlecht ich im Radfahren sei und dass wir besser aufbrechen und nach Hause fahren sollten.

Angie spürte, dass ich aufgewühlt war. Sie trottete herüber und fing an, mich mit kleinen Hundeküsschen zu überschütten. Sie versuchte zu begreifen, was los war. Ich umarmte sie lange und hoffte, dass wir einfach abfahren würden, fort von diesem Ort und diesen Menschen.

Unterdessen waren meine Mutter und mein Vater in ein Gespräch über irgendetwas verstrickt. Es war offenkundig eine hitzige Debatte und ich schaute zu, wie mein Vater mit den Armen wedelte.

Meine Eltern hatten mit Sport nie viel am Hut gehabt. Mein Vater ist Anwalt. Er besaß eine innige Zuneigung zur Verfassung der Vereinigten Staaten und einen sehr ausgeprägten Sinn für Fairness. Seine große Liebe zur Literatur und zur Gerechtigkeit war etwas, das er an mich weitergab. Er liebte es, Menschen zu helfen, und riss sich ein Bein dafür aus, die Rechte seiner Klienten zu schützen.

Er war beliebt und geachtet. Häufig, wenn er Klienten vertrat, die sich sein Honorar nicht leisten konnten, wurden wir in Naturalien bezahlt – mit Geflügel oder Brennholz oder in Form handwerklicher Arbeiten rund ums Haus. Er ließ sich von der Idee des gleichen Rechts für alle leiten, nicht von der Liebe zum Geld.

Meine Mutter unterrichtete Kinder mit Lern- und Sprachstörungen. Sie hatte Ärztin werden wollen, aber ihr Großvater, selbst Doktor der Medizin,

hatte es ihr ausgedrückt mit der Begründung, der Medizinerberuf sei nichts für Frauen. Die Entscheidung, nicht diesen Weg eingeschlagen zu haben, trieb sie ihr Leben lang um.

Trotz allem gelang es ihr, für eine Frau, die in den chauvinistischen 1950er Jahren aufgewachsen war, ziemlich progressiv zu sein. Sie machte ihren Abschluss in Logopädie und konzentrierte sich zuerst auf ihre Karriere.

Sie heiratete vergleichsweise spät im Leben einen jüngeren Mann und bekam mich erst mit 38 Jahren. Meine Eltern bildeten eine beeindruckende Einheit intellektueller PS, aber ihr Sohn, der sich dem Wettkampfsport verschrieben hatte – noch dazu in einer sonderbaren Nischendisziplin wie dem Radfahren –, war ihnen ein Unbekannter.

Ich saß im Gras und schaute zu, wie sie stritten, bis sie sich schließlich einigten. Da ich wusste, wie entschieden und kämpferisch meine Mutter war, konnte das eigentlich nur bedeuten, dass wir uns anschickten, unsere Sachen zu packen und nach Hause zu fahren.

Stattdessen kam mein Vater zu mir und verkündete bestimmt, dass wir bleiben würden und dass ich zum Rennen am Nachmittag antreten würde. Ich war baff und protestierte heftig.

Dad ist eine sanfte Seele, der es fernliegt, wegen irgendetwas eine unnachgiebige Haltung einzunehmen. Er besaß die verblüffende Fähigkeit, bei jedem Thema beide Seiten zu sehen. Meistens gab er dem entschiedeneren Wesen meiner Mutter und sogar mir gegenüber nach.

Aber nicht an diesem Tag.

Er nahm sich mir zur Brust. »Wenn du etwas anfängst, dann bringst du es verdammt noch mal zu Ende«, sagte er bestimmt. »Ganz egal, ob du Erster oder Letzter bist, du gibst nicht einfach so auf. Du wirst heute Nachmittag starten und du wirst dein Bestes geben.«

Ich war fassungslos.

»Ich habe viel dafür bezahlt, damit du diesen Mist hier machen kannst, also wirst du nicht einfach hinschmeißen«, sagte er verärgert. »Kommt gar nicht in die Tüte.«

Mein Dad war der stets sanftmütige Bär und gab nie wegen irgendetwas Kontra. Es war das erste Mal, dass mein Vater mich je zu etwas gezwungen hatte. Und mit dieser einen Entscheidung veränderte er mein ganzes Leben.

Später am Nachmittag ging ich widerwillig zur zweiten Etappe des Red Zinger Mini Classic an den Start. Ich ging davon aus, vernichtend geschlagen und schnell überrundet zu werden. Ich wollte nicht dort sein und ich wollte kein Rennen fahren. Aber ich tat es, zutiefst unglücklich mit mir und der Welt.

Die Startpistole wurde abgefeuert und ich hatte Schwierigkeiten, meinen Fuß in die Pedalhaken zu fummeln. Bis zum Ende der ersten kurzen Runde kämpfte ich mich zurück ins Peloton der Pubertierenden. Irgendwie war es nicht so schlimm, wie ich befürchtet hatte, und in solchem Tempo um die Kurven zu brettern, machte echt Spaß. In der Tat amüsierte ich mich ganz prächtig.

Obwohl ich der schlechteste Fahrer im ganzen Feld war, fand ich Gefallen an der Sache. Es war kein Vergleich damit, in der Pause Football zu spielen und es jede Sekunde zu hassen. Nein, das hier war anders; klar, ich hatte nichts drauf, aber ich fand es toll.

Am Rande des Kontrollverlusts um die Kurven zu rasen, jagte mir das Adrenalin durch den Körper und ließ mir das Herz aufgehen. Ich konzentrierte mich ganz auf das Hinterrad vor mir und gab nicht klein bei. Die Aufgabe wurde von Runde zu Runde schwerer, aber ich biss die Zähne zusammen und weigerte mich, abreißen zu lassen.

Allmählich begann ich, andere Kinder zu überholen, die aus dem Peloton herausfielen, eins nach dem anderen. Zwar sahen sie auf dem Rad viel besser aus als ich und sie waren bestimmt auch fitter, aber ich war fähig, zu leiden – mich ein bisschen mehr zu zerreißen –, um den Anschluss zu halten. 20 Minuten zuvor hatte ich nicht einmal dort sein wollen; jetzt hatte ich einen Spaß wie noch nie in meinem Leben. Und das war für mich eine neue Erfahrung.

Binnen nur weniger Runden, auf denen ich in einem anonymen Gewerbegebiet vor den Toren von Boulder herumraste, änderte ich meine Einstellung zum Sport.

Ich wollte ein Athlet sein.

Ich wollte Radrennfahrer sein.

Der Radrennsport nahm mich vollkommen in Beschlag. Er vereinte mentale, technische, taktische und physische Aspekte. Auf einer Maschine gekonnt um Kurven zu fahren, fiel mir aus irgendeinem Grund offenbar

leichter, als geschickt einen Ball zu fangen. Die kreisförmige Bewegung des Pedalierens erschien meinem allzu vergeistigten Hirn sinnvoller als die angeblich »natürliche« Bewegung des Laufens. Ich war immer noch kläglich langsam und unfit, aber ich wollte unbedingt gut sein.

In jener Woche wurde ich mit jedem Tag und mit jeder Etappe immer ein kleines bisschen besser. Ich lernte, wie man eine Kurve nimmt, wie man im Windschatten fährt, wie man sich im Peloton nach vorn arbeitet. Ich wollte alles dafür tun, ein bisschen besser zu werden, obwohl ich immer noch weit davon entfernt war, irgendetwas zu gewinnen.

Zum ersten Mal in meinem Leben gab ich nicht auf, wenn es schwierig wurde. In der Schule, in anderen Sportarten und im Leben überhaupt hatte ich nur wenig natürliche Begabung für irgendetwas nachgewiesen außer vielleicht dafür, wahllose Fakten über den Amerikanischen Bürgerkrieg auswendig zu lernen.

Tief in meinem Inneren war ich eine Kämpfernatur, aber ich hatte es nie gezeigt. Ich war nicht gut in den Dingen, in denen die meisten Eltern, und die meisten Kinder, gut sein wollten. Football, Baseball, Basketball – in allem, was mit einem Ball zu tun hatte, war ich einfach schlecht.

Ich war sehr klein und noch dazu kurzsichtig, die meisten Leute gingen daher automatisch davon aus, dass ich ein guter Schüler sein müsse, aber meine Noten waren ebenfalls miserabel. Doch dann kam der Radsport, und alles wurde anders.

Gegen Ende des Red Zinger sah ich hin und wieder sogar die Spitzengruppe. Ich hatte in der Woche gelernt, dass ich viele der Kids, die körperlich stärker waren als ich, hinter mir lassen konnte, indem ich bereit war, mir mehr abzuverlangen.

Am vorletzten Tag des Rennens gab es ein weiteres Zeitfahren, aber diesmal ging es einen größeren Anstieg hinauf. Ich hielt dies für eine perfekte Gelegenheit, die Theorie auf die Probe zu stellen und zu sehen, ob ich mich im Kampf gegen die Uhr tatsächlich bis an die Grenze verausgaben könnte.

Ich ging mit einem Elan und einer Begeisterung in dieses Zeitfahren, die ich zu Beginn der Woche nicht verspürt hatte. Ich wollte sehen, wie gut ich sein konnte, wenn ich einfach diesem perfektionistischen Drang freien Lauf ließ.

Es war so befreiend, einfach nur zu versuchen, mein Bestes zu geben, ohne mich von den ewigen »Was wäre, wenn«-Gedanken lähmen zu lassen, die mich bis dahin zurückgehalten hatten: Was wäre, wenn ich nicht der Beste wäre? Was wäre, wenn ich mich blamieren würde?

Also konzentrierte ich mich auf nichts anderes als darauf, das allerletzte Quäntchen Energie aus meinem Körper herauszuholen.

Nach anderthalb Kilometern bergauf hatte ich bereits das Gefühl, in Ohnmacht zu fallen oder mir in die Hose zu machen. Mein Körper war es nicht gewohnt, derart Vollgas zu geben. Ich hatte keine Ahnung, wie ich fast fünf weitere Kilometer durchstehen sollte. Also konzentrierte ich mich immer nur auf die nächsten zwanzig Meter und dann die nächsten zwanzig und so weiter.

Ein ums andere Mal hatte ich mit einer selbstaufgelegten Qual zu kämpfen, wie ich sie noch nie verspürt hatte. Nach etwa der Hälfte der Strecke erblickte ich den Fahrer, der vor mir gestartet war. Ich war drauf und dran, ihn einzuholen. Wiederum spielte ich Spiele in meinem Kopf, sagte mir, dass ich alles aus mir herausholen würde, bis ich ihn geschnappt hätte, und dann würde ich mir eine kleine Pause gönnen.

Doch sobald ich ihn eingeholt hatte, war ich wie ein Kind, das gerade seinen ersten Pringle gegessen hat. Ich war süchtig.

Es war ein Hochgenuss, dieses unschuldige Opfer zu stellen und zu überholen. Also wollte ich mehr davon – nun wollte ich die ganze Dose. Ich machte weiter, voll und ganz konzentriert darauf, vor der Ziellinie weitere Beute zu machen. Und mein Wunsch wurde erfüllt.

Als ich auf die letzten anderthalb Kilometer ging, begannen sich weitere halblebendige Körper am Horizont abzuzeichnen. Ich holte sie alle noch vor dem Ziel ein.

Ich überquerte die Ziellinie und erbrach sofort alles, was ich noch im Magen hatte, trocken würgend wie eine Katze einen riesigen Haarballen.

Dies war etwas, was ich noch nie erlebt hatte. Es mochte schrecklich klingen, aber es fühlte sich großartig an. Ich hatte mich endlich davon befreit, es gar nicht erst zu versuchen. Ich hatte mich davon befreit, vorzeitig aufzustecken.

Erneut warteten Dad und ich geduldig am Klohäuschen darauf, dass die Ergebnisse angeschlagen würden. Die Menge war längst nicht mehr so zahl-

reich wie zu Beginn der Woche. Die meisten Kinder waren heimgefahren, mit leeren Händen und ein wenig erschöpft nach einer Woche Radrennen.

Ich aber fühlte mich durch und durch belebt. Ich war begeistert und wünschte mir, dass das Rennen bis zum Ende des Sommers weitergehen würde. Schließlich wurde die Ergebnisliste an der Rückseite des Dixiklos aufgehängt. Ich war auf dem zehnten Platz gelandet – ich war in den Top Ten bei einem Radrennen.

Ich hatte vierzig andere Jungs hinter mir gelassen und lag nicht weit hinter den Legenden meiner Altersklasse zurück.

Eine oder zwei Minuten lang verspürte ich reine Euphorie und Stolz. Dann, während wir zurück zum Auto gingen, wandte ich mich an meinen Vater.

»Nächstes Jahr werde ich dieses Ding gewinnen«, sagte ich zu ihm. »Wirst schon sehen, Dad, ich werde es gewinnen.«

Von da an verfolgte ich einen großen Plan. Den Plan, einen Waschlappen in einen Athleten zu verwandeln – einen Loser in einen Gewinner.

1986 gab es in den USA nicht viele Mentoren oder Trainer für Kids, die Radrennfahrer werden wollten. In Colorado gab es vielleicht hier und da ein paar Typen, die man um Rat fragen konnte, aber niemanden, der mich durch brillantes Coaching vom niedlichen Loser in einen Gewinner verwandeln würde. Das war etwas, was ich auf mich allein gestellt zuwege bringen musste.

Das Einzige, was ich mitbrachte, war eine natürliche Begabung fürs Lesen. Sofern mich das Thema interessierte, konnte ich stundenlang lesen und alles aufsaugen wie ein Schwamm.

Lesen war für mich immer eine Flucht gewesen. Es half mir, all dem zu entfliehen: meinen Schwierigkeiten, Freundschaften zu schließen, dem ganzen Ärger in der Schule und der Einsamkeit, ein Einzelkind zu sein. Natürlich fiel das meiste, was wir in der Schule zu lesen bekamen, nicht in die Kategorie »interessant«, weshalb ich meinen Leseifer nur selten in der Schule unter Beweis stellte.

Aber für mein neues Projekt, nämlich zu ermitteln, wie man für Radrennen trainiert, war ich bereit, Hunderttausende von Wörtern zu lesen. Ich suchte die örtliche Bibliothek und viele Buchläden auf und versuchte, mir die

beste Literatur über das Training und den Radsport im Allgemeinen zu beschaffen.

Der erste amerikanische Gewinner der Tour de France, Greg LeMond, hatte ein Buch veröffentlicht, ebenso der polnische Trainer der US-Olympiamannschaft von 1984, Eddie Borysewicz, und auch die Memoiren des fünfmaligen Tour-Siegers Bernard Hinault waren in einer Übersetzung erhältlich. Mein Lieblingsbuch war Tudor Bompas Standardwerk über die Periodisierung des Trainings. Aber ich verschlang alles, was ich in die Finger bekam.

Und so lag ich also im Haus meiner Eltern auf der Couch und las unaufhörlich.

Ich lernte, wie ich die Sitzposition auf dem Rad richtig einstellte, wie ich die passenden Übersetzungen wählte, wie man zu einer Ausreißergruppe aufschloss, wie man während eines Rennens aß, wie viel man trank, wie man Kurven fuhr und wie man bremste. Ich las über Krafttraining, Intervalltraining und Ausdauertraining, darüber, wie man das Training periodisierte, und – damals ein revolutionäres Konzept – über Schwellentraining.

Binnen zwei Monaten, nachdem ich in meinem ersten Rennen auf dem letzten Platz gelandet war, lernte ich auf eigene Faust mehr als in den sechs Jahren davor in der Schule. Ich war bereit, mein Ziel in Angriff zu nehmen, das Red Zinger Mini Classic 1987 zu gewinnen und zu einer Legende in der Szene der 13-jährigen Radrennfahrer von Colorado zu werden.

Ich begann mein Training am ersten Schultag 1986. Ich ging davon aus, eine Menge Zeit zu brauchen, nur um überhaupt das Fitnessniveau aufzubauen, das die meisten Kids bereits dadurch erlangt hatten, dass sie sich generell aktiver in »normalen« Sportarten betätigten, als ich es bis dahin getan hatte. Anschließend könnte ich damit anfangen, härter und länger zu trainieren.

Im Rahmen meiner eifrigen Studien hatte ich gelernt, dass ich wohl überwiegend langsam kontrahierende Muskelfasern besaß und dass ich, um die explosive Kraft zu entwickeln, die nötig war, um tatsächlich Radrennen zu gewinnen, meine Muskelkraft steigern müsste, was ebenfalls viel Zeit in Anspruch nehmen würde. Noch bevor der Sommer zu Ende war, trainierte ich bereits für den nächsten Sommer.

Meine Trainingsfahrten waren zunächst kurz und noch nicht sehr anspruchsvoll. Mein Fokus lag erst einmal darauf, im Keller meiner Eltern

mit einem gebrauchten Hantelset, das mein Vater für mich gekauft hatte, Muskelmasse aufzubauen. In der Betonhöhle unter unserem Haus standen Kniebeugen, Beinstrecker und Beinbeuger auf dem Programm.

Jeden Tag machte ich mich gleich nach der Schule zu einer Ausfahrt mit dem Rad auf, ganz gleich bei welchem Wetter: Hitze, Kälte, Regen, Schnee. Die Wochenenden, die sich vorher darum drehten, mit Freunden abzuhängen und sehr erfolglos Mädchen nachzusteigen, wurden zu zwei Tagen in der Woche, an denen ich den ganzen Tag Rad fahren konnte.

Jedes Wochenende erkundete ich Straßen, die weiter und weiter vom Haus meiner Eltern entfernt waren. Das Gefühl von Freiheit war immens, denn ich reiste zu Orten, die keiner meiner Freunde je erreichen würde, ohne seine Eltern zu bitten, ihn mit dem Auto hinzufahren.

Ich stieß tiefer in die unscheinbaren Vororte vor, drang immer weiter vor in Richtung der Stadtgrenzen, in Richtung der Berge und darüber hinaus, in eine ganz neue Welt. Ich war drei, vier, fünf Stunden unterwegs, trat unermüdlich in die Pedale, erkundete die Gegend.

Meine Eltern wussten nie genau, wo ich war und ob ich sicher wäre, aber sie akzeptierten, dass ich meiner Obsession ihren Lauf lassen musste, damit ich erwachsen werden konnte. Und so brach ich also jeden Tag aufs Neue auf, auf der Suche nach meinem Traum, nach meinem Ziel, nach mir selbst. Ich liebte diese langen Fahrten, auf denen ich stundenlang davon träumen konnte, eines Tages zu gewinnen.

Aber es ging mir längst um mehr als bloß ums Gewinnen. Ich fing an, davon zu träumen, Radprofi zu werden. Im Rahmen meiner Lesestunden begann ich, immer mehr über die mystische Welt des europäischen Profiradsports zu erfahren. Und ich liebte es. Ich liebte die Helden, die Romantik, die Mühen, die Opfer, den Schmerz, den Ruhm und die Ehre.

Ich war davon verzaubert und stöberte nach allem, was ich über diese Welt der Legenden in die Finger kriegen konnte. Zusätzlich zu den Büchern trieb ich ein paar alte VHS-Kassetten auf, *A Sunday in Hell* zum Beispiel und ein paar dürftig aufgezeichnete CBS-Zusammenfassungen der Tour de France. Diese Videokassetten wurden zu meinem wertvollsten Besitz und ich schaute sie mir immer wieder an.

Dort wo ich aufwuchs, im Amerika der Vorstädte, war der europäische Profiradsport in den 1980er Jahren eine vollkommen unbekannt Welt, die

niemanden interessierte. Meinen Freunden und meiner Familie erschien meine Obsession folglich ziemlich verrückt. Ich arbeitete unglaublich hart und verbrachte sämtliche meiner Stunden damit, von einer Karriere zu träumen, von der meine Eltern nicht einmal glaubten, dass sie überhaupt existierte.

Meine Freunde amüsierten sich über die dünnen Beinchen, die aus meinen Elasthan-Shorts staken. Und wenn ich vom Training zurückkam und davon berichtete, wie weit ich mit dem Rad gefahren war, schenkten sie mir schlichtweg keinen Glauben. Sie lachten nur und widmeten sich wieder ihrem Football-Match. Ich war nichts weiter als ein seltsames, nerdiges kleines Kind. Sie dachten, ich hätte wohl den Verstand verloren und mir in den Kopf gesetzt, mir meine Andersartigkeit aus den Gliedern zu fahren. Der Traum, den ich verfolgte, war ein einsamer.

Aber in Wahrheit war ich auch vorher schon einsam gewesen.

Ich hatte in der Schule nie Freunde gefunden, zu denen ich eine echte Beziehung aufbaute. Da ich weder ein begabter Schüler noch besonders sportlich war, erwarb ich sehr wenig Respekt. Ich war der kleinste Junge in der siebten Klasse und ich wurde herumgeschubst, gehänselt und in etliche Schränke und Mülleimer gestopft.

Ich freute mich kein bisschen auf die Schule. Somit war die Einsamkeit auf dem Rad eine willkommene Abwechslung. Auf offener Straße beurteilte mich niemand wegen meiner Noten und niemand bewertete mich danach, ob ich einen Ball fangen konnte. Niemanden scherte es, dass ich nicht im Junior-Achievement-Programm war. Nein, auf der Straße zählte einzig und allein, wie schnell ich einen Anstieg hinauffahren konnte.

Durch meine Lektüre eignete ich mir viel Fachwissen über Training und Wettkampf an, doch was mir fehlte, war jegliches Know-how, wie man sich für den Radsport kleidete. Nun war das nicht so wichtig, wenn man im milden Indian Summer von Colorado trainierte, aber als im November die kalten Gebirgswinde zu wehen begannen, wurde mein Trainingsplan allmählich etwas ungemütlich.

Als die Kälte einsetzte, hielten mich meine papierdünnen Shorts überhaupt nicht mehr warm. Im gut gemeinten Versuch, Abhilfe zu schaffen, kaufte meine Mutter mir eine bollerige Jogginghose. Ich versuchte, meine Radshorts über die grobe graue Wolle zu ziehen, aber das klappte nicht.

Nach der Hälfte jeder Fahrt fühlte ich mich, als würde ich auf einer nassen Windel sitzen, während die Beine der Jogginghose sich ständig in der Kette verhedderten. Zudem sah ich absolut lächerlich aus. Ich musste wie ein richtiger Radrennfahrer aussehen, auch wenn ich nur trainierte. Die Jogginghose musste weg.

Der Winter hielt Einzug in Colorado. An bitterkalten Tagen kam ich mit lilablauen Knien heim, die Hände schmerzten vom eisigen Wind. Meine Zehen waren taub, meine Finger ließen sich nicht mehr bewegen und meine Weichteile schrumpelten zusammen, um sich vor der harschen Realität zu verbergen.

Schließlich, bevor ich aufgrund von Erfrierungen bleibende Nervenschäden davontragen würde, nahmen meine Eltern mich mit in das Geschäft, wo wir auch mein Rad gekauft hatten. Wir hofften, dort eine Art superthermale Spezialkleidung zu bekommen, die mich vor dem Kältetod bewahrte.

Der Laden lag versteckt in einer austauschbaren Ladenzeile neben einer Reinigung und einem Chinarestaurant. Mir erschien er wie eine Blume in der Wüste. Er trug den hübschen Namen »A Bike Place« und gehörte einer leidenschaftlich dem Radsport verfallenen – und bisweilen verstörend manischen – italienischen Familie namens Yantorno.

Als meine Mum mit mir hineinging, um Winterklamotten zu kaufen, war das vermutlich das erste Mal, dass ihnen ein 13-Jähriger unterkam, der sich danach erkundigte, wie man bei Temperaturen unter null trainierte. Ungeachtet seiner barschen, ruppigen Art konnte man das Funkeln in den Augen von Frankie Yantorno erkennen, dem ältesten Sohn der Familie, als ich meine wahnwitzige Begeisterung für den Radsport zum Ausdruck brachte. Er sah einen Jungen, der vollkommen vernarrt war ins Radfahren, genau wie er.

Doch Frank konnte nie offen zugeben, dass er sich auch nur ansatzweise etwas aus Rennrädern oder Radsport machte.

»Warum zum Teufel willst du bei dem Scheißwetter fahren?«, sagte er, auf den Schneesturm deutend, der draußen tobte, und meiner Mutter die Schamesröte ins Gesicht treibend.

»Weil ich trainieren muss«, sagte ich. »Man muss trainieren, um zu gewinnen – oder?«

»Na, in der bescheuerten Jogginghose wirst du jedenfalls einen Scheiß gewinnen, Junge«, blaffte er. »Gottverdammte ... okay, warte ein paar Minuten...«

Damit verschwand er im Hinterzimmer und schlug die Tür hinter sich zu.

Während er weg war, begann ich ein wenig den Laden zu erkunden. Es war wie im Himmel. Ich war verzaubert von den handbemalten Verstärkungen und Muffen der Colnago-Rahmen, den glänzenden Campagnolo-Kurbeln, dem Geruch von Gummi und Kettenöl, dazu die gedämpften italienischen Wortgefechte, die aus dem Hinterzimmer zu hören waren. Der Laden war mein Tor zur romantischen und glamourösen Welt des europäischen Radsports. Ich liebte diesen Ort und ich wollte Franks Schüler werden.

Schließlich kam Frank mit einem Stapel Kleidungsstücke wieder heraus. »Das hier wird dir im Leben nicht passen, Junge, aber immerhin besser als die hässliche Jogginghose – oder dir weiterhin den Schwanz abzufrieren.«

Verlegen probierte ich all die neuen Teile an. Es waren sehr exotische, mit italienischen Markennamen versehene Handschuhe, Tights und Armlinge.

Frankie hatte recht: Die Teile passten überhaupt nicht. Sie hingen ziemlich schlabbrig an mir herunter und rutschten von meinem dünnen Gerippe. Aber das war mir egal – sie kamen aus Italien und dufteten förmlich nach europäischem Abenteuer.

Widerstrebend hatten sich meine Eltern von dem Gedanken verabschiedet, dass ich mir vielleicht doch einen Hund oder irgendetwas auch nur ein bisschen Normaleres unter dem Weihnachtsbaum wünschte. Ich hatte ihnen klipp und klar mitgeteilt, dass alles, was ich mir zu Weihnachten wünschte, ein wenig Kleidung war, die mich auf dem Rad warm halten würde. Zögernd reichte Mum dem grantigen Mann im Radgeschäft ihre Kreditkarte.

Bevor wir gingen, fragte ich Frankie, ob ich wiederkommen und mit ihm über den Radsport in Italien reden und vielleicht den einen oder anderen Tipp bekommen könne.

»Ich weiß einen Scheiß über Radsport oder Räder, aber vielleicht kann ich dir das eine oder andere beibringen, Junge. Jetzt hau ab und fahr dein Rad in diesem Schneesturm, du Idiot.«



»Du bist jetzt einer von uns, JV...
Willkommen im Boys' Club – wir wissen alle voneinander und
wir haben alle Dreck am Stecken, komm also nicht auf die Idee,
ein Buch über diesen Scheiß zu schreiben...«

LANCE ARMSTRONG

Dieses Buch erzählt die Geschichte des modernen Radsports durch die Augen eines der bemerkenswertesten Akteure dieses Metiers: Jonathan Vaughters hat in den letzten drei Jahrzehnten bei den meisten wichtigen Ereignissen im Peloton einen Platz in der allerersten Reihe gehabt. Er war sowohl ehemaliger Teamkollege von Lance Armstrong als auch ein Hauptzeuge gegen ihn. Er dopte, entsagte dem Doping, stellte sich seiner Verantwortung und startete ein Profiteam, das sich offensiv einem sauberen Radsport verschrieb: eine Underdog-Equipe, die sich trotz begrenzter Mittel zu einem der erfolgreichsten Rennställe mauserte und eine Bewegung in Gang setzte, die den gesamten Sport erfasst hat.

ISBN 978-3-95726-044-4



9 783957 260444

covadonga